

– grundsätzlich in Frage. Auch der Beitrag von Maria Mesner und Verena Pawlowsky macht Foucaults Konzepte fruchtbar. Sie beziehen sich auf Foucaults Verständnis von Biomacht, um den Verknüpfungen von Bevölkerungs- und Geschlechtskörper am Beispiel staatlicher Einflussnahme auf die Fortpflanzung und private Lebensführung in Österreich nachzugehen. Die Geschichte des Wiener Gebär- und Findelhauses veranschaulicht die Funktions- und Wirkungsweise der Eingriffe des „Vaters Staat“ auf ledige Mütter. Sollten diese Institution im späten 18. Jahrhundert ledige Mütter vor gesellschaftlicher Schande schützen, diente sie hundert Jahre später dazu, die Kinder vor ihren armen Müttern zu schützen.

Die Vielfalt der Positionen und Perspektiven ist die Stärke dieser einführenden Textsammlung: Sie eröffnet den LeserInnen das weite Feld der Frauen- und Geschlechtergeschichte und verleiht einen Überblick über die sozialen und publizistischen Orte derzeitiger Geschlechterdebatten. Orientieren können sich die LeserInnen auch an den umfangreichen Literaturangaben am Ende der jeweiligen Beiträge, und an Margareth Lanzingers Zusammenstellung feministischer Zeitschriften, Tagungen und Internetangeboten. Diese Zusammenstellung bekräftigt den Anspruch der Netzwerke der Frauen- und Geschlechtergeschichte offen, transparent und in Bewegung zu bleiben. Das Fahrradfahren ist für Frauen längst selbstverständlich geworden, doch neue Spielräume gilt es allemal zu erschließen. Die Geschlechterarrangements bleiben in Bewegung.

Dominique Grisard, Basel

Christof Dejung u. Regula Stämpfli Hg., **Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918–1945**. Zürich: Chronos Verlag 2003, 252 S., 7 Abb., EUR 24,90, ISBN 3-034-00573-3.

Kriege und Besatzungssituationen beeinflussen und verändern traditionelle Geschlechterverhältnisse. Dies haben zahlreiche internationale Forschungen der letzten Jahre belegt. Die Armee als männliche Bastion erhält in Kriegszeiten eine übergeordnete Wichtigkeit. Während Männer als Soldaten an der Front für Staat und Heimat kämpfen, halten Frauen an eben diesem Ort, der „Heimatfront“, die Stellung. Dass Verantwortlichkeiten, berufliche Positionen, Arbeitsplätze, die außerhalb der kriegerischen Auseinandersetzung Männern zugeordnet waren, von Frauen besetzt werden mussten, erweiterte zum Teil die Handlungsspielräume von Frauen. Nicht zuletzt die kriegsbedingt grundlegend unterschiedlichen Erlebnishorizonte von Männern und Frauen hatten nachhaltige Folgen für die Geschlechterverhältnisse in einer zivilen Nachkriegs-Gesellschaft. Diese kursorisch zusammengefassten Ergebnisse der internationalen Frauen- und Geschlechterforschung der letzten Jahre versucht der vorliegende Band für den „Sonderfall Schweiz“ zu überprüfen. Die Schweiz war seit 1847 nicht mehr in kriegerische Auseinandersetzungen involviert und somit weder im Ersten noch im Zweiten Weltkrieg am Kriegsgeschehen beteiligt. Mit der in den 1990er-Jahren beginnenden Debatte um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg wurden auch Forderungen nach der Einbeziehung der Kategorie Ge-

schlecht in die historische Analyse laut. (14) Mit dem vorliegenden Buch, das 13 Aufsätze (zwei in englischer Sprache) in fünf Kapiteln enthält, greifen die HerausgeberInnen diesen Forschungsansatz auf.

Der erste Teil des Sammelbandes fragt nach der Bedeutung von Kriegserfahrungen in Bezug auf die bestehende Geschlechterordnung. Dabei zeigt Regina Wecker überzeugend, dass selbst der absente Krieg in der Schweiz die Geschlechterordnung beeinflusst hat. Aufgrund der Mobilisierung von Soldaten wurde in vielen Erwerbsbereichen verstärkt auf Frauen als Arbeitskräfte zurückgegriffen. Doch mit Bedacht auf eine stabile geschlechtsspezifische Rollenverteilung wurde dies in Statistiken verschleiert beziehungsweise in offiziellen Verlautbarungen als kriegsbedingte Ausnahme tituliert. In der Nachkriegszeit wurde die „Kriegszeit“ durch die Betonung der Wehrhaftigkeit und der Bedeutung des Militärs vordergründig mit männlichem Erleben besetzt und einer möglichen Veränderung der Geschlechterordnung dadurch kaum Raum geboten.

Joanna Bourke zeigt in ihrem Beitrag, wie in Kriegszeiten durch Repräsentationen von kämpfenden Soldaten und sorgvollen Müttern dichotome Geschlechterbilder von männlichem Krieg und weiblichem Frieden verstärkt werden. Tatsächlich forderten zahlreiche Frauenorganisationen in Großbritannien, Frauen zum Waffendienst zuzulassen. Dies wurde in der öffentlichen Diskussion jedoch als unweiblich abgelehnt und Gewaltbereitschaft von Frauen mit mütterlichen Instinkten in Zusammenhang gebracht.

Das anschließende Kapitel fokussiert auf das Militär als männlich konnotierter Institution. Ruth Seifert konstatiert die für moderne Gesellschaften extremen Ausformungen der Geschlechtertrennung durch das Militär. So markierte das Militär „einerseits die Grenzen der Nation und andererseits die Grenzen des Geschlechts“. (68) Aus Diskursen gegen die Integration von Frauen in das Militär filtert die Autorin Konstruktionsmechanismen von Geschlecht. Durch den Verweis auf historisch zugewiesene Geschlechtscharaktere entkräftet Seifert die These vom geschlechtsspezifischen Arbeitsvermögen genauso wie das Argument der weiblichen Schutzbedürftigkeit.

In seinem inhaltlich sehr dichten Artikel zu „Militär, Krieg und Geschlecht“ zeigt Rudolf Jaun, wie sich die Einführung stehender Truppen und die Reform der Kampfweise in der frühen Neuzeit auf das Geschlechterverhältnis und den Geschlechterdiskurs auswirkten. Das Waffen- und Kampfmonopol von Männern beschränkte die Rolle von Frauen innerhalb des Militärs immer mehr auf reine Versorgungsfunktionen, von denen sie schließlich durch die Schaffung von modernen Massenheeren mit eigenen Strukturen der Truppenversorgung völlig verdrängt wurden. Eine Schweizer Besonderheit ergab sich aus der im 19. und 20. Jahrhundert entstandenen ehrenamtlich geführten Staatsbürgerarmee, woraus sich eine besonders enge Verflechtung von Männerheer und Männerstaat entwickeln konnte.

Das dritte Kapitel des Bandes umfasst Beiträge zu Geschlechterbildern im Zusammenspiel mit Bildern des Fremden in Kriegszeiten. Es stellt sich die Frage, inwiefern Kriegsphasen Brüche oder Kontinuitäten in der Diskriminierung und Ausgrenzung des „Anderen“, des „Fremden“ bedeuten. Eve Rosenhaft stellt anhand der Verfolgung von Roma und Sinti während des *Holocaust* die Frage, wo Frieden endet und Krieg beginnt. Die Ausgrenzung der nicht-arischen Bevölkerung hatte schon in der Vor-Kriegszeit systematisch begonnen und für die betroffenen Personen herrschte somit „Krieg im Frie-

den". (103) Rosenhaft geht weiters der Frage nach, welche Rolle das Geschlecht im Verfolgungssystem des NS-Regimes spielte. Zu „Fremden“ wurden Schweizer Frauen, wenn sie aufgrund einer Heirat mit einem Nicht-Schweizer die Schweizer Staatsbürgerschaft verloren. Anhand der Wiedereinbürgerungsgesuche von ehemaligen Schweizerinnen veranschaulicht Ka. Schuppisser, wie sehr ökonomische Verhältnisse und ethnische Zugehörigkeit für eine erfolgreiche Wiedereinbürgerung entscheidend sein konnten und welche schwerwiegenden Folgen dies gerade in der Zeit des Zweiten Weltkrieges für beispielsweise jüdische Frauen haben konnte. Wie zentral Geschlechterkonstruktionen im Krieg mit Vorstellungen des Vertrauten und Fremden verknüpft sind, skizziert May B. Broda in ihrem Artikel „Polenhuren?“. Der so genannte „Orange-Befehl“ (139) verbot Beziehungen von Schweizerinnen mit ausländischen Internierten. Frauen, die sich diesem Verbot widersetzen, durchbrachen die gewohnte Geschlechterordnung und patriotische Idealvorstellungen.

Die Wechselwirkung der militärischen Ordnung mit der zivilen Gesellschaft steht im Mittelpunkt des vierten Kapitels. Ronny Kaufmann beginnt mit einem Beitrag rund um neue Militärkonzepte in den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts. Er verdeutlicht Mechanismen der Männlichkeitskonstruktion durch das Einbeziehen geschlechtsstereotyper Zuschreibungen in den Diskurs um militärische Ausbildung, Disziplin und Werte. Auch Christof Dejung beleuchtet sehr stringent den Stellenwert von Männlichkeitsideologien in der militärischen Ausbildung und stellt unter anderem einen Vergleich zwischen dem bürgerlichen Geschlechterdualismus mit der militärischen Hierarchie an. So festigte die Betrachtung der Armee als „Seele der Nation“ (182) noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg die bürgerliche Männerdemokratie der Schweiz. Als exemplarisches Beispiel für die klassischen Geschlechterrollen zur Zeit des Nationalsozialismus präsentiert Wilfried Meichtry schließlich die Geschichte des Walliser Geschwisterpaares Emma und Franz von Werra. Ebenfalls anhand von Fallbeispielen arbeitet Urs Germann Ordnungsvorstellungen in der Schweizer Militärjustizpraxis heraus. Dabei wird deutlich, dass in die Beurteilung von Strafdelikten nicht nur juristische Wertungen einfließen, sondern auch Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit eine Rolle spielen.

Das letzte Kapitel des Bandes thematisiert den Zusammenhang von Wehrpflicht, Bürgerrecht und militärischer Propaganda. Regula Stämpfli argumentiert angelehnt an die Französische Historikerin Françoise Thébaud (213), dass die beiden Weltkriege geschlechtsspezifische Unterschiede und Erfahrungshorizonte verstärkt hätten. Dabei seien die Alltagserfahrungen von Schweizer Frauen an der „Heimatfront“, zum Beispiel ihr Einsatz in der landwirtschaftlichen Anbauschlacht oder im Frauenhilfsdienst, als normal und kaum erwähnenswert rezipiert worden, während der männliche Aktivdienst und Grenzschutz zur Heldentat erhoben wurde. Sowohl im Erwerbsbereich als auch in der Politik war die Folge eine weitere Zementierung von patriarchal-hierarchischen Strukturen, was nicht zuletzt an der vehementen Abwehr des Frauenwahlrechts bis in die 1980er-Jahre sichtbar wird. Einen weiteren Grund dafür ortet Elisabeth Joris in den Geschlechterimplikationen in der Schweizer Kriegspropaganda zwischen 1939 und 1945. Ausgehend von den zwei zeitgenössischen Schweizer Filmklassikern *Füsillier Wipf* (1938) und *Gilberte de Courgenay* (1941) und von Imaginationen von Mann und Frau auf Wahl- und Werbebil-

dem beschreibt sie Geschlechterstereotypen und fragt nach deren gesamtgesellschaftlicher Funktion.

Die Aufsatzsammlung eröffnet einen vielfältigen Einblick in Themenfelder rund um Geschlechterordnung, Militär und Zivilgesellschaft, Diskurs und Erfahrung, sowie Kontinuitäten und Brüche in Bezug auf den „Sonderfall Schweiz“. Fallstudien wechseln mit geschlechtertheoretischen Auseinandersetzungen zum Thema Armee und Geschlecht ab. Dadurch wird die Situation der Schweiz in eine europäische Forschungsperspektive eingebettet. Leider fehlen Gegenüberstellungen der Einzelstudien mit Ergebnissen aus anderen Ländern und der internationale Vergleich bleibt somit fragmentarisch. Bei einigen Aufsätzen ist der Fokus sehr stark auf Details zur Schweizer Militärgeschichte gelegt und die Analyse aus einer Geschlechterperspektive wird vernachlässigt. Trotzdem leistet der Band in dieser Zusammenstellung einen wichtigen Beitrag zur Schweizer Frauen- und Geschlechtergeschichte und verdeutlicht eindrücklich Auswirkungen des „Nicht-Kriegs“ auf die politische Kultur und die Geschlechterordnung der Schweiz.

Martina Gugglberger, Linz

Gerda Lerner, *Fireweed. A Political Autobiography*. Philadelphia: Temple University Press 2002, 408 S., 24 Abb., EUR 16,12 (\$ 19.95), ISBN 1-592-13236-7.

Die bekannte Historikerin Gerda Lerner hat ihre „politische Autobiographie“ einer amerikanischen Öffentlichkeit vorgelegt. *Fireweed*, jene Blume, die nach einem Flächenbrand als erste Pflanze wieder zu blühen beginnt, war der gewählte Titel und somit auch das Symbol für ihr Leben: „Fireweed creates new life out of destruction. So I guess that appeals to me.“¹ Die Autobiographie endet bereits 1958, dem Jahr, in dem sie mit 38 Jahren ihr Studium aufgenommen und damit den Grundstein für ihre akademische Laufbahn gelegt hatte. Sie wollte den schwierigen Weg zu ihrer „brilliant career“ darlegen, oder, in den Worten einer ehemaligen Schülerin ausgedrückt, aufzeigen, wie sie zu jener Frau wurde, „we respect, love, fear (just a little) and admire (a great deal).“² Es war ihr zudem ein zentrales Anliegen, ihre politische Vergangenheit und damit auch ihre Nähe zur kommunistischen Partei offen zu legen.

Gerda Lerner wurde 1920 in Wien geboren, in jener Stadt, die sie kulturell und politisch prägte und aus der sie 1938 fliehen musste. Eine zentrale Rolle nimmt die ambivalente Beziehung zu ihrer Mutter Ilona (Ili) Kronstein ein. Wie Lerner zu verdeutlichen versucht, konnte sich ihre Mutter als Feministin und Künstlerin (Malerin) in Wien noch nicht verwirklichen, verweigerte aber auch eine traditionelle Mutterrolle. Großteils von Kindermädchen betreut, gelang es Gerda nicht, zur Mutter eine enge emotionale Beziehung aufzubauen. Offen schreibt sie über ihre große innere Einsamkeit, die sie als Kind durchlebte. Mutter

1 Vgl. Interview mit Gerda Lerner, in: wisconsin academy review. The Magazine of Wisconsin Thought and Culture, 48, 2 (Spring 2002), 14.

2 Karen Offen, The Making of an Historian, in: The Women's Review of Books, XX, 1, October 2002, 4f.